

VERDORAZAR.
 Illustrierte Damen-Zeitung.

Inhalt: Der kleine Maler. Eine Weihnachtshistorie von Ilse Frapan. — Kaninchen-Fütterung. Nach dem Gemälde von A. Rüstel. Gedicht von F. Trojan. — Prinz Demetrius. Von Hedwig v. Moltke. — Clavico. (Illustrationsprobe). — Wagner's Frauengestalten. — Mosaik. — Für den Weihnachtstisch. — Decorationsgegenstände aus Majolika, Glas und Porzellan (mit Abbildungen). — Moderne Malerei (mit Abbildung). — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Schach. — Räthsel. — Auflösungen der Metamorphosen-Aufgaben und des Nebus Seite 368. — Correspondenz. — Für den Weihnachtstisch unserer Abonnentinnen. — Zum Jahreswechsel. — Inhaltsverzeichnis des Bazar 1883.

Der kleine Maler.

Eine Weihnachtshistorie von Ilse Frapan.

Eine Thür, die sich hinter uns schließt! Was für ein alltäglicher bedeutungsloser Vorgang! Und dennoch haben sich hundert verschiedene Melodien auf den knarrenden Angeln abgespielt, und manches Herz hat bei der Musik befreit aufge-

athmet, manches ist schmerzlich davon verwundet worden und manches ist gar darüber gebrochen. Das macht, weil so ein geringfügiger Vorgang zuweilen den Schluß von einer ganzen Kette von Vorgängen bildet — und da steht er nun, der arme Narr, draußen vor der Thür, hört sie zufallen, denkt, was das bedeutet und denkt vor allem der letzten Augenblicke, die er jenseits dieser Thür verlebt.

Sie waren nicht leicht gewesen für den Mann, der eben mit solchen Gedanken seine Blicke noch einmal zurückwandte und sie schnell und prüfend über das schöne stattliche Haus hinfahren ließ, aus dessen hohen Fenstern sich Ströme von Licht auf den beeisten Weg und die kahlen Gartenbäume ergossen.

„Sie wird's gut haben!“ murmelte er dabei, „gewiß wird



Kaninchen-Fütterung. Nach dem Gemälde von A. Rüstel.

sie's gut haben!" Es zitterte ein heftiges Abschiedsweh in seiner Stimme, und auf einmal riß er den Hut vom Kopfe, schwenkte ihn grüßend gegen das Haus, aus dem ihm Niemand nachsah, und drehte sich dann kurzum, dem Winde entgegen, der sich mit heulendem Ungeflüm bemühte, des Mannes kräftigen Schritte aufzuhalten und rückwärts zu lenken. Der Mann war schwerlich als Besucher in der Villa gewesen, sein Neußeres ließ keine derartige Annahme zu. Er war mit jener Art peinlich wirkender Dürftigkeit gekleidet, die sich einen Anstrich von Eleganz zu geben versucht und deshalb doppelt ins Auge fällt. Das schmale Gesellschaftsröckchen paßte nicht für den rauhen Winterabend, an dem sich die glücklicheren Droschkentischer in ihre großen Mäntel gewickelt hatten, aber er ersparte sich selbst noch die Weste und trug statt des Halstuchs eine lange, dünne, goldne Kette umgeschlungen, von der ein kleines Medaillon auf die Brust herabhängte. Das prächtigste und umfangreichste seiner Kleidungsstücke war der große runde Filzhut, den er so tief ins Gesicht gezogen trug, daß er ihm den Regenschirm, den er nicht hatte, ersetzen konnte. Als der Mann an eine Straßenlaterne kam, holte er eine große silberne Uhr aus der Brusttasche, die dort, ohne Kette und Schnur, ein ruhmloses und verborgenes Dasein führte. Sie hatte sich denn auch empört und war stehen geblieben. „Das fehlt noch!" sagte er, aber nicht eben ärgerlich; solch ein Zufall kam zu oft, als daß er sich jedesmal darüber hätte ereifern sollen; ihn drückte anderer Kummer. Die Straßenlaterne hatte Erfahrung in solchen Dingen; sie sah die tiefen Züge, die Armuth, Arbeit und jegliche Noth des Lebens in sein Gesicht gegraben, daß es so verwittert und grau aussah, wie eine morsche Ruine; aber sie sah auch, daß in den scharfen blauen Augen noch viel Kraft und Frische und helles Geistesleben wohnte, und sie meinte, daß, alles in allem, es doch ein Gesicht von der besseren, seltneren Art sei, das etwas zu denken gäbe, sei es auch nur einer alten sturmgeplagten Straßenlaterne.

„Sie wird's gut haben!" sagte er noch einmal, wie er seinen raschen Schritt wieder aufnahm, besser, als sie's ja bei mir hätte haben können. Wer weiß, ob ich das Würmchen überhaupt groß gezogen hätte ohne Mutter, und ich kann es den Leuten auch gar nicht verdenken, daß sie's nun ganz haben wollen." Er brach ab mit einem schluchzenden Ton, den der Wind verwehte, der mitleidlose Winterwind, der die kleine schwächliche Gestalt des Mannes über die Hecke zu wirbeln drohte, wie die trocknen schwarzen Blätter am Wege. Aber er arbeitete sich vorwärts, ohne rechts und links zu sehen, durch Alleen und Straßen, an Wiesen und Gärten vorüber, wo es im Sommer schattig und schön sein mußte, aber wo jetzt der Sturm mit hundert Stimmen pfiß und ächzte und mit scharfen Schneepfeilen schoß. „Niemand kann es ihnen verdenken," murmelte der Mann, „und die guten Menschen haben auch wol recht; es wird immer schwerer für mich, je älter sie wird, und die Dienstboten — —, und unrecht ginge ja auch alles, wenn sie's einmal erführe, — aber es ist doch" — wieder brach er ab und schob den Hut noch tiefer, als ob er vor sich selbst verbergen wollte, daß etwas in seine Augen gekommen war, woran der Schneesturm keine Schuld trug.

Zwischen den Häusern ward es dann ruhiger und das abgebrochene Sprechen begann von Neuem: „Sie soll ihre Erbin sein, sie wollen sie lieben wie ein eigen Kind — thun's schon. Alles wird sie haben, was so ein reicher Herr einem lieben Töchterchen an- und umhängt und niemals, niemals wird sie etwas von mir wissen!"

Er stand einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen und den Hut fester auf den Kopf zu drücken; dabei sah er, daß nun die Stadt erreicht war; die schmalen Straßen mit den hohen Häusern bildeten eine Schutzwehr gegen den wüthen Aufruhr draußen. Es schlug eben die fünfte Stunde des Nachmittags mit weithin dröhnenden Schlägen.

„Drei! vier! fünf!" zählte der Mann. „Herr Gott, volle fünf Uhr und ich habe noch ein gutes Stündchen zu arbeiten, und dazu ist heut Weihnachtabend. Na, die werden mich erwarten!"

Es schien, als ob mit dem Eintritt in die helle, licht- und menschenfüllte Stadt auch ein hellerer Ausdruck in dem Gesicht des Mannes aufdämmere. Er ging in einen Farbenwaarenladen und kaufte einige Kleinigkeiten, einen feinen Pinsel und ein paar Farbtuben.

Der Laden sollte eben geschlossen werden; der Commis trug bereits die Verschlußbretter hinaus und behandelte den Lehrling dabei mit unerhörter Leutseligkeit, ja fast wie seinesgleichen, weil er ihm so schnell und geschickt zur Hand war, während er dem späten Käufer einen schiefen Blick zuwarf.

Der Ladeninhaber, ein fetter, jovialer Mann, bediente selber. „Zimmer so fleißig, bester Herr? Aber heut wollen Sie doch nicht mehr arbeiten, wie?"

„Nur eine Kleinigkeit, dann gibt's Feiertag." „Das ist recht! Sie müssen sich schonen, lieber Wenzel, Ihre Augen sehen recht angegriffen aus."

„Ja, weiß der Teufel," brummte der kleine Maler und zog den Hut noch tiefer, „was das auch heute für ein Hundewetter ist!"

Der Commis, der zu einem christlichen Verein junger Handlungsbesessenen gehörte, zog eine Grimasse hinter den Abgehenden. „Er flucht am Weihnachtsabend," stöhnte er; „was für ein schändlicher unseliger Mensch!"

„Ach was, schweigen Sie, Jonathan!" rief der Prinzipal ärgerlich. „Sehen Sie lieber auf Ihre Füße, mit denen Sie 'ne kostspielige Verwüstung unter den Blendrahmen anrichten."

Aber Jonathan konnte nicht auf seine Füße sehen; er bot mit zwei Fensterladen im Arm, die ihm weit über den Kopf reichten und mit dem Stiefel in einem Bilderrahmen steckend, ein Bild äußerster menschlicher Hilflosigkeit dar, so daß der Prinzipal und der Lehrling zugleich in ein helles Gelächter ausbrachen, bis ihm der Letztere aus seiner Fuchsfalle half, ohne daß der arme Verhöhlte den kleinen Fußtritt anbringen konnte, den er dem naseweisen Lacher zugedacht hatte.

„Sehen Sie," sagte der Ladenbesitzer, noch immer sehr aufgeräumt, „das kommt von der Eile und vom Verleumdern. Warum eilen Sie denn so, Jonathan?"

„Am sieben Uhr beginnt das Meeting," antwortete der fromme Jüngling mit demüthiger Bereitwilligkeit.

„So? und dabei trinken Sie den ganzen Abend Thee und unterhalten sich von der christlichen Nächstenliebe, wie?"

„Herr Prinzipal, dies sind mir heilige Dinge, ich bitte inständig —"

„Na, na, ich will Ihre Gefühle nicht verletzen und christliche Nächstenliebe ist mir auch was Heiliges," sagte der gutmüthige Mann, „aber eben darum sollten Sie auch andere Leute schonen, sonst behaupte ich, das Meeting ist Ihnen Humbug, Jonathan, weiter nichts! Lassen Sie den armen Wenzel mit Ihren gottseligen Beschuldigungen in Ruh. Sie können ihm zwar nichts anhaben —"

„Der Maler Wenzel, der sein Kind verkauft hat?" stotterte vorwurfsvoll kläglich der Gescholtene.

Erzürnt wandte ihm der fette Mann den Rücken. „Sehen Sie, das ist auch so einer von Ihren frommen Witzern. Nur schnell die letzten Laden vor, damit wir uns die Feiertagslaune nicht verderben."

Der Gegenstand dieses gemüthlichen kleinen Zankes war mittlerweile durch eine Menge Straßen und Gäßchen, die alle von Menschen wimmelten, an seine Wohnung gekommen. Er hatte an der Straßenecke noch ein Päckchen bunter Wachskerzen gekauft und dem armen, frostzitternden kleinen Jungen, der mit heiser geschrieener Stimme Hampelmänner feilbot, den Kopf gestreichelt und ein kleines Geldstück geschenkt, aber das alles fast wie im Traum, mit rückwärts gewendeten Gedanken. Ebenso stieg er nun auch die dunkle, schmutzige Treppe hinauf. Als sein schwerer, müder Tritt durch das Haus tönte, öffnete sich die Flurthüre des ersten Stockes und eine sauber und behäbig aussehende Handwerkerfrau guckte hinaus, während sie eine große Puppe in ihren Händen unter der Schürze versteckte, damit ihre nachrückenden Kleinen, die die Thürklänge gehört hatten, sie nicht schon vor der Bescheerung zu sehen bekämen.

„Nun, Herr Wenzel," fragte sie gedämpft, in halb mitleidigem, halb neugierigem Ton, „wie ist es, haben sie sie noch einmal zu sehen bekommen?"

Der Maler sah sie zerstreut an. „Nein, es ist mir abgeschlagen worden."

Die Frau fühlte einen Drang, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen, aber sie besann sich noch rechtzeitig auf die Puppe.

„Indeß, es geht ihr wol," fuhr er mit derselben träumerischen Zersahrenheit im Wesen fort, ganz als ob ihn die Sache persönlich nicht viel angehe. „Ja ganz wol, die Versicherung habe ich."

Dann stieg er mit flüchtigem Nicken vollends hinauf.

„Na, man kann sagen, es ist ein Glück, aber er nimmt's kaltblütig," sagte die behäbige Frau. „Ja, so ein Mann, was hat der Verstand von Kindern! Du meine Güte, wenn ich ein Kind hergeben sollte!" Und sie drückte ihre beiden Kleinen an sich, daß die Puppe unter der Schürze mit gedrückt wurde und ihre Anwesenheit durch etwelche quicksende Töne verrieth, denn es war eine Schreipuppe. Die beiden derben Schelme aber brachen bei diesem Gequidke in ein hellstimmiges Jauchzen aus und saßen jedes einen Schürzenzipfel, um darunter zu spähen, während die Mutter durch ihre Thränen lachte und allen Segen des Himmels auf ihre Blondköpfe herabrief.

Aber nun ward es auch oben lebendig, in einem ganz dunkeln Zimmer, in dem es bis dahin still und traurig gewesen.

„Papa!" sagte eine Kinderstimme, als er in die Thür trat. „Papa!" wiederholte eine zweite, und dann, als er drinnen war, riefen es sechs kleine Stimmen durcheinander, aus allen Ecken auf einmal, ein wahrer Jubelchor.

Dazwischen klang deutliches Schluchzen, und dann wieder das glückselige „Papa! Papa!" Sie sprachen es aber „Baba!" denn sie waren alleammt kleine Schwaben.

„Guten Abend, Kinder!" sagte der kleine Maler, aber mit so frischer, munterer Stimme, daß man sie kaum für dieselbe hätte halten sollen, die eben so traurige Worte in

den Wind hinaus gesprochen hatte. „Hallo! wer weint denn da? das Zulchen? und warum sitzt Ihr noch im Dunkeln?"

„Wir haben alle geweint," sagte eine Stimme.

„Weil Du gar nicht wiederkamst, Papa," sagte eine andre.

„Ja, warum nicht gar! Du auch, Traugott?"

„Ja," antwortete der verlegen zögernde, kleine Bursch. „Die Frau von unten hat uns ja die Lampe ausgeblasen."

„War sie hier bei Euch?"

„Sie ist nur hereingekommen, uns braune Kuchen zu bringen, da hat sie die Lampe ausgeblasen und gesagt, wir sollen im Dunkeln essen, weil wir sonst Feuer machen könnten."

„Wo ist denn die Kathrin?"

„In der Küche, sie wäscht Geschirr."

„Und hat vorhin wieder 'nen Teller zerbrochen," berichtete eine Mädchenstimme.

„Ei," rief der Maler unwillig, „hab ich denn eine Klatschbäse unter meinen Kindern? die will ich mir doch geschwind einmal bei Licht besehen!" Die Kinder lachten, nur die Getroffene hielt sich mäschenstill und bekloffen, während der Vater die Lampe wieder anzündete und auch Kathrin auf der Schwelle erschien.

Sie war eine gute vierschrötige Person, die allerdings danach aussah, als ob in ihren großen Händen die Töpfe und Teller nicht eben ungefährdet wären. Aber sie war gleichwol ein Segen für den Haushalt, denn sie gab den Kindern und ihrem Herrn erträglich zu essen und bemühte sich nach Kräften, die vielen Beinchen und Füßchen in bekleidetem Zustande zu erhalten. Wer hätte das auch sonst besorgen sollen!

Es waren lauter schwarze kleine Gestalten, die nun im Lampenlichte sichtbar wurden; sie trugen noch Trauerkleider um die seit einem halben Jahr verstorbene Mutter. Schwarze Kleider, aber runde rote Wanglein und blondes Haar; aus den schon ganz vertragenen und zerrissenen Röckchen leuchtete hier eine weiße Schulter, dort ein blankes Aermchen. Es war, wie wenn eine liebliche, muthwillige Engelschaar sich zum Scherz in dunkle Lappchen verummumt hätte; sie reichten nirgends aus, überall schimmern die weißen Fittiche hervor.

Während aber die kleinen Halbverwaisten den Vater umsprangen, war das jüngste von ihnen in seinem Stühlchen sitzen geblieben; es knupperte vergeblich an einer dicken Brotkruste, während bei den verunglückten Versuchen, mit den feinen weißen Zähnen einzudringen, große Thränen über seine Pausbacken liefen und es zuweilen inne hielt, um zu schluchzen.

Aber dieser erbarmenswürdige Anblick brachte den Maler nicht aus der Fassung.

„Nicht heulen, Mädels!" rief er schnell, schwang es auf seinen Arm und drehte sich mit ihm in der Stube herum, bis es wieder lachte und auch die übrigen Kinder laut zu jauchzen anfangen.

„Wer hat denn aber wieder einmal seinen Stiefel auf dem Tisch vergessen?" frug er dann, im Zimmer umherblickend. „Curios! wo sind denn die Stuhlpolster alle hingekommen?"

„Da!" sagte die große Kathrin lakonisch und wies in die Ecke, wo sie zu einem Thron aufgebaut waren.

„Der Traugott ist König gewesen!" riefen die Kinder.

„Komm, König!" und der Maler faßte den Kleinen an der Hand. „Wie heißt die Himmelstochter, Traugott?"

„Heilige Ordnung," sagte der Junge feierlich.

„Gut, die Himmelstochter gebietet, daß ein König seinen Thron wieder fortstellt, wenn er abgesetzt ist. Gleich mache Dich an die Arbeit."

Der Befehl ward pünktlich befolgt und das übrige Chaos in Kathrinens kräftige Fäuste gegeben, ebenso das Mädelschen, dessen lockiger Kopf bedenklich schlaftrunken ihr auf die Achsel sank.

„Ihr denkt nun wol," sagte der Vater dann zu den fünf Anderen, die ihm voll Erwartung in allen Bewegungen folgten, „Ihr denkt nun wol, 's ist heut Weihnachtabend und wird uns gleich bescheert werden. Aber merkt auf! Alles Gute muß der Mensch durch Arbeit verdienen! Ich habe noch ein Weilschen zu zeichnen und Ihr sollt alle helfen, damit's hurtig geht. Darum setzt Euch in Bewegung. Ganze Compagnie schwenkt rechts!"

Mit großen, gespannten Augen folgten sie ihm in sein Arbeitszimmer, das ihnen sonst mit seinen hunderterlei bunten und seltsamen Gegenständen ein verbotener Märchengarten war.

Das Schließen der Thür gelang erst nach einigen mißglückten Versuchen, denn die innerhalb des Wohnzimmers trocknende Wäsche suchte sich arglistiger und böswilliger Weise stets mit hinauszudrängen.

„Papa's Atelier!" war ein Raum, in dem sich die „Himmelstochter" wahrscheinlich auch nicht hatte zurecht finden können, so oft der kleine Maler sie auch in flehenden Tönen anzurufen pflegte. Er selber aber fand sich in dem wirren Durcheinander geschickt zurecht und vermied behende alle Fußangeln und Selbstschüsse, die in Gestalt von allerlei Blindrahmen und zum Herabfallen aufgehängten Stangen einen unvorsichtigen Besucher sicherlich vernichtet hätten. Auch

das kleine Gefolge stolperte einmal und zwar über eine alte Wassertonne, die sich das Ansehen gab, ein Papierkorb zu sein, und es gab ein lebhaftes Gerumpel und Gepurzel.

Endlich fand sich die Lampe unter dem Arbeitstisch; der grüne Schirm, den eine Minerva sich über den Helm gestülpt hatte, ward an seine richtige Stelle als Lichtverstärker gebracht, und der Maler setzte sich zur Arbeit. Es galt die Vollendung einer Illustration, die am nächsten Morgen in aller Frühe abgeholt werden sollte.

Er hieß die Kinder, sich in einem Halbkreis um ihn aufstellen und gab, um sie zu beschäftigen, jedem etwas zu halten, eins bekam die Reißfeder, ein andres Messer und Stift, ein drittes die Reißschiene, ein viertes eine Rolle Pauspapier, ein fünftes die Palette. Mit feierlichen Gesichtchen standen die kleinen Gehilfen da, strahlend vor Eifer, wenn der Maler dann und wann einen von ihnen heranrief, während die andern in lautloser geduldiger Erwartung, daß auch an sie die Reihe kommen würde, dem geheimnißvollen Werke des „Baba's“ zusahen; nur zuweilen begannen sie ein klein wenig mit den Füßen zu trippeln, wenn es ihnen gar zu lange währte.

So saß der kleine unansehnliche Mann da, wie ein mächtiger Zauberer, dem holde Geister dienen müssen, und wol mußte es ein starker Zauber sein, der diese lebhaften kleinen Schelme so in Zucht und Ordnung hielt.

Ein paarmal sah er von seiner Arbeit zu einem schönen Delbilde auf, das die Wand ihm gegenüber erhellte. Aller Zauber warmen Lebens war über diesen Frauenkopf ausgegossen, und doch erschien er in dieser wüsten, verwahrlosten Umgebung wie ein Stück fremder unwirklicher Welt. Die dunkeln Augen lächelten, und die vollen Lippen blühten, aber ach, nur noch im Bilde! Er selber hatte es gemalt, und das schöne junge Gesicht war sein Weib gewesen, sein Weib, das er vor einem halben Jahre begraben. Nicht Krankheit, nicht Kummer hatte sie ihm geraubt, sie war in ihrem eigenen Hause vom Blitz erschlagen worden. „Von den Göttern entrückt, damit sie ewig jung bliebe,“ sagte der Maler, und er fand eine Art Trost darin, es zu glauben.

Und wol bedurfte er des Trostes, der Arme. Von seinen Kindern zählte das jüngste nur wenige Monate beim Tode der Mutter, und dieses kleinste, das man unverfehrt in den Armen der Todten aufgefunden, war auch nicht mehr das seine. Fremde hatten sich seiner erbarmt, und nach langer schmerzlicher Ueberlegung hatte er seine Vaterrechte auf den kinderlosen Reichen übertragen. Und heute, vor wenigen Stunden erst, war die Sache unwiderrücklich abgeschlossen worden.

Kein Wunder, wenn er bei seiner Arbeit verstummte und über seinen schweren Gedanken die Kinder fast vergaß. Aber nun sah er auf, und das wichtige Stillschweigen der treuen kleinen Schaar rührte ihn tief.

„Hurrah, Kinderchen!“ rief er mit mächtiger Stimme, „nun sind wir fertig und Ihr habt redlich geholfen. Bringt Eure Sachen her, wir haben Feierabend!“

„Hurrah, hurrah, Feierabend!“ riefen die Kleinen durcheinander.

„Und nun,“ sagte der Vater, „will ich mich nach dem Christkindchen umsehen, aber könnt Ihr denn auch ein Weihnachtslied?“

Nein, sie konnten keins.

„Nun, so lernen wir's,“ und der Maler las ihnen von einem unbeschriebenen Blatte vor und dann nochmals und wieder vor:

„Wir bitten, liebes Kindelein,
flieg doch in unser Stübchen 'nein!
Das Bäumchen steht noch dunkel,
Zünd' an ein hell Gefunkel,
Und häng ein Zuckerwerk daran
Und Aepflein, Nuß und Marzipan!“

Niemals ward ein Lied schneller gelernt und gesungen, als diese Einladung an das Christkind, und alle die lieben Gesichter glühten vor unerschütterlicher treuherziger Gläubigkeit.

„Und nun geht in die warme Küche und übt noch ein bißchen, wenn ich das Kindchen herfliegen seh, will ich Euch rufen.“

Kathrin war inzwischen ungeheuer fleißig gewesen, alles auf dem Tisch und den Stühlen Befindliche entweder unter dieselben oder auf Nebentische zu packen, wodurch allerlei überraschende Combinationen entstanden waren, z. B. die eines Hutes mit einem halbgeleerten Bierglase darin unter dem Sopha, oder der Inhalt eines umgestürzten Nistkästchens auf einem Theebrett im Lehnstuhl; aber der Eßtisch war unzweifelhaft leer und mit einem ziemlich reinen Tuche bedeckt.

Darauf stellte der Maler ein hübsches Fichtenbäumchen, das in einem kalten Verflage neben der Küche aufbewahrt gewesen war, legte einiges billiges Spielzeug darunter, für jedes Kind ein Stück, und endlich noch einen gemalten Lampenschirm als Allgemeingestank, denn der wunderliche Mann hielt darauf, die Augen seiner kleinen Kinder früh auf schöne Dinge zu lenken, auch wenn diese für sie nicht einmal zum Anfassen da waren.

Als er aber das Zuckerwerk in den Zweigen befestigen wollte, überkam ihn der Gedanke, wie er das im vergangenen Jahr unter allerlei fröhlichen Scherzen mit seiner Frau gethan und die Hände sanken ihm schlaff herab im Gefühl

trostloser Verlassenheit. Er zündete nun hastig die Lichter an und rief dann die Kinder herbei, damit sie ihm die Thränen weglachten, die ihm in den Augen brannten.

Sie kamen singend herein in einem kleinen geordneten Zuge, Kathrin mit der Kleinsten bildete den Beschluß.

Der Mann faßte seine älteste Tochter an der Hand und sagte ernsthaft: „Wir haben diesmal kein Zuckerzeug in unserm Baum hangen, weil unsere liebe Mama —“

„Todt ist!“ ergänzte der kleine Friedel mit seiner klaren Stimme. Ein Kind nimmt in voller Unbefangtheit die Dinge, wie sie sind, ohne darüber nachzusinnen.

Des Vaters Herz bebte, als er seinen Gram so in zwei Worten darthun hörte. „Grausam ist die Natur, daß sie die Kinder nicht lehrt, um die Mutter zu trauern,“ grollte er; dann bezwang er sich und sagte nur: „Das ist alles Euer, liebe Kinder, und nun könnt Ihr Musik machen.“

Aber das konnten sie nicht allein und baten mit allerlei süßen Schmeichelworten, daß er ihnen helfe, und so mußte er auf Friedel's Trompete blasen, mit Traugott's Peitsche knallen, den Hampelmann zappeln lassen und die bunten Bilder auf dem Schirm, die den Thierkreis in allerlei Arabesken darstellten, den aufhorchenden Kleinen erklären.

Und es war wunderbar zu sehen, wie gut es ihm that. Denn er war solch ein rechter, tüchtiger Mensch, daß er das alles nicht bloß äußerlich that, sondern ganz von Grund aus, wie eine Arbeit, und wie eine solche befriedigt, wenn sie ganz einnimmt, so ward auch er froh darüber, trotz all seiner Schmerzen und Sorgen.

Und eben kam der Friedel wolgemuth zur Thür hereingelaufen, sah ihn mit seinen klugen Augen an und rief, glücklich, daß er doch auch etwas zu geben habe: „Du, ich schenke Dir das Schneckenhaus zu Weihnachten, es hat im Kofl gesehen,“ und steckte ihm ein braun und gelb gezeichnetes Häuschen in die Hand.

„O, ihr zwei braven Thierlein!“ sagte der Maler, hob den kleinen Buben zu sich empor und küßte ihn. Ihr müßt gemalt werden mitsammen, Du und Dein Schneckenhaus.“

Und wieder ging die Thür auf, und diesmal war es Kathrin mit einem großen Präsentirbrett voll Butterbröten, und Jedes trank ein volles Schöppchen dazu, und der Vater zog selbst die Flaschen auf und machte allerlei Kunststückchen beim Einschöpfen, um das Vergnügen zu verlängern. Und jedesmal, wenn ein Pstropfen an die Decke sprang, ward geschaucht und in die Hände geklatscht.

Zuletzt ward noch ein großer Ringeltanz aufgeführt, und es ward nicht anders, der Maler mußte mittanzen, aber dazwischen geschah ein Klopfen draußen und ein Brief ward abgegeben, und als er das Postzeichen gesehen und das Schreiben eilig gelesen hatte, kam ein dankbarer Freudenchein in sein zerwühltes Gesicht.

„Nun,“ sagte er zu der Magd, „das ist doch endlich einmal ein Glück! Sie bekommen Hilfe, Kathrin — meine Mutter hat sich entschlossen, zu mir zu ziehen. Kinder, Kinder, Großmutter kommt! nun tanzt noch einmal um den Baum, nun wird's besser werden.“

Und als sie schliefen, setzte er sich wieder an den Arbeitstisch und entwarf in der Freude seines Herzens eine Skizze von dem lieben Knaben mit dem Schneckenhäuschen und lächelte, wie es ihm gelang. Und ihm gegenüber von der Wand herab lächelten die rothen Lippen seines todten Weibes und die dunkeln Augen strahlten zu ihm hernieder, ein unverlierbarer, unverlorner Hort der Schönheit und Liebe.

Kaninchen-Fütterung.

(S. die Illustration.)

Im zarten Kindesalter schon
Beginnt die Lust am Fabuliren;
Raum ist das erste Lebensjahr entflohn,
Läßt dies Talent sich schon verspüren
Bei unsrer Tochter, unsrem Sohn.
Sie spielen und im Spiele schaffen
Sie um sich eine kleine Welt.
Der Zinnsoldat bewährt sich als ein Held,
Bis ihn dahin des Feindes Kugeln raffen
Und er zu Boden sinkt und fällt.
Des Mädchens Puppe wird umhergetragen,
So wie ihr Kind die Mutter trägt,
Geherzt, geküßt, ins kleine Bett gelegt
Und wol mitunter gar geschlagen.
Und wo ein andres Spielzeug fehlt,
Da wird ein Stein, ein Klotz genommen —
Was lust sich findet, ist willkommen —
Und durch die Phantasie besetzt.
So schon in früher Zeit versteht
Das Kind — darüber kann berichten,
Wer Kinder spielen sieht — die Kunst, zu dichten
Und ist schon für sich selbst Poet.

Seht, dort das Schelmchen auf dem Tisch
Hat nicht bei seinem eignen Essen
Das Thierlein, das auf Rädern läuft, vergessen
Und theilt ihm mit verschwenberisch.
Dabei versteht der kleine Gauß
Was für ein ernst Gesicht zu machen!
Der Bruder muß darüber lachen,
Und wer den lachen sieht, lacht sicher auch.

J. Trojan.

Prinz Demetrius.

„London! Charing cross!“

Endlich! Ich war am Ziel! Meine Augen überflogen den Bahnhof: da stand ja mein Mann, um eines Hauptes Länge gesammtes Volk überragend, und schaute nach seinem Weibe aus, das er vier Monate hatte entbehren müssen. Ich winkte — er sah es — glückseliges Wiedersehen! Und nun schnell in ein Cab und fort, nach Hause, durch den öden, stillen, englischen Sonntagmorgen hin, an tausend geschlossenen Thüren und Fenstern vorüber, bis wir nach längerer Fahrt in Gloucester-Place vor einem braunen Steinhaufe von stattlichem Ansehen hielten.

Wir waren daheim, und herzlich froh, dieses „Heim“ wieder einmal gemeinsam genießen zu können. Ich hatte schon nach wenigen Minuten meine Reisefelleider mit einem behaglichen Morgenrock vertauscht und heiter saßen wir alsbald vor unserem luncheon, von tausend und einem Dinge plaudernd, als ein starkes Klopfen an der Hausthür einen Besuch — einen augenblicklich höchst unerwünschten Besuch — verkündete.

Eine prächtige Equipage hielt vor der Thür, ein Livree-dienier in großer Gala handhabte den Klopfer, und die Karte, die uns nach wenigen Minuten meine Jungfer präsentierte, trug die Aufschrift:

Prince Demetrius Alexandre Tchartchavatzé,
Capitain russe de la Garde impériale.

Es war keine Zeit mehr, meinen Mann um Aufklärung über diese fremdartige Bekanntschaft zu bitten: schon hörten wir die Schritte des Ankömmlings sich dem Besuchszimmer nahen, und mein Mann eilte hinüber, auf mein Miterstehen, trotz des Morgenrothes, eifrig bestehend.

So traten wir in den Salon. Der Prinz küßte mich nach der Vorstellung galant die Hand, und als wir Platz genommen, sagte er mit fremdländischem Accent: „Die Baronin wird verzeihen, wenn ich Fehler in die Sitten mache; ich ein Asiater bin,“ und mit seinem Lächeln fügte er hinzu: „also noch halb wild.“ Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß er mit meinem Mann auf dem Dampfer zwischen Calais und Dover und später im Eisenbahncoupé zusammengetroffen war und ihm „seine kleine Pech,“ wie er sich ausdrückte, erzählt hatte. Diefelbe bestand darin, daß in Wien sein adeliche Kammerdiener mit seiner Uniform, seinem Gelde, das er auf hunderttausend Rubel bezifferte, und seinen sämtlichen Effecten durchgegangen sei. Dieser freche Diebstahl hatte dort ungeheures Aufsehen gemacht und war in allen Zeitungen besprochen worden. Die Polizei glaubte dem diebischen Kammerdiener mehrmals dicht auf den Fersen zu sein, doch war derselbe leider immer wieder entwischt. Ich interessirte mich sehr für „diese kleine Pech,“ und der Prinz, als er dies bemerkte, war so liebenswürdig, mir den Artikel darüber in der „Wiener Presse“ zu zeigen, deren betreffendes Exemplar er gerade bei sich hatte und das er, bei der Anknüpfung der Bekanntschaft, meinem Manne gleichfalls gezeigt hatte.

Er blieb ziemlich lange bei uns; sein gewinnendes feines Wesen, ebenso seine interessanten Erzählungen verjöhnten mich allmählig mit dem unerwünschten Besuche. Als er sich verabschiedete und noch einige Worte mit meinem Manne sprach, hatte ich Gelegenheit, seine schlank, geschmeidige Gestalt und die vornehme Ruhe und Eleganz seiner Manieren genau zu beobachten. Sein Gesicht verleugnete die mongolische Abstammung nicht; dicke Lippen, etwas aufgestülpte Nase, gelbliche Hautfarbe waren derbe Züge. Seine klugen Augen waren nicht durch ein modisches Lognon, vielmehr durch eine solide Brille beschattet, was bei diesem Gesicht einen etwas eigenthümlichen Eindruck machte und fast aus Philisterhafte streifte. Nachdem er uns verlassen, bildete er noch geraume Zeit den Gegenstand unseres Gesprächs und wir kamen beide überein, daß er ein liebenswürdiger und feingebildeter Mann sei.

Einige Tage vergingen. Die Collegen meines Mannes (er war Attaché des dortigen deutschen General-Consulats) machten ihre Besuche. Diesen erzählten wir unter Anderem von unserer prinziplichen Bekanntschaft und ich versprach ihnen scherzend, sie einmal mit „Prinz Demetrius“ zusammen einzuladen. In der Zwischenzeit kam dieser häufig zu uns, manchmal auch, wenn mein Mann ausgegangen war und ich ihn allein empfangen mußte. So erinnere ich mich einmal, daß ich gerade bei der Toilette war, als der Prinz mir gemeldet wurde, weshalb ich ihn längere Zeit warten lassen mußte. Als ich endlich in den Salon trat, sah er in tiefes Sinnen verloren auf meinem kleinen Fauteuil vor dem Arbeitstischchen; düstere Wolken lagerten auf seiner Stirn, während ein schwerer Seufzer seine Brust hob; seine Hand spielte nachlässig mit meinem Fächer. Ich machte mich bemerkbar; der dicke Teppich hatte meine Schritte gedämpft; er sprang auf und überreichte mir ein prachtvolles Rosenbouquet mit einem Lächeln, das in nichts mehr an die eben betrachtete düstere Miene erinnerte. Ich konnte mich trotzdem des Gedankens nicht erwehren, daß er irgend einen großen Kummer hege und tief in sich zu verschließen suche. Ich erinnerte mich übrigens meines unsrer Freunde gegebenen Versprechens und bat mir die Ehre zu einem kleinen Souper für den nächsten Abend aus. Er erwiderte höflich, er habe schon eine andere Einladung angenommen, wolle aber unter allen Umständen versuchen, dieselbe rückgängig zu machen und mir dann sofort Nachricht schicken. Im Laufe des Nachmittags empfing ich folgenden Brief, den ich wörtlich abschreibe:

Langham Hotel.

Portland Place, London W.

Lundi soir 17. Août 1874.

Madame la Baronne.

J'ai l'honneur d'accepter votre charmante invitation et je m'empresse de vous en avertir. Certes, je ne peux pas me refuser le plaisir de passer ma soirée dans votre aimable et charmante compagnie et celle de Monsieur le baron.

Veillez agréer, Madame la Baronne, l'expression de ma haute considération et de mon plus profond respect.

Tout le votre.

Prince Demetrius Tchartchavatzé.

Der nächste Abend kam heran und ich brauche wol nicht erst zu versichern, daß ich in einer gelinden Aufregung war.

Die Herren kamen, Prinz Demetrius hingegen ließ auf sich warten. Ich zögerte eine volle halbe Stunde mit dem Beginn des Souper, dann ging es nicht länger, wir setzten uns zu Tisch. Ich war zerstreut und einsilbig. Ich konnte mir sein Wegbleiben gar nicht erklären; wußte ich doch, wie er sich bemüht hatte, uns den Abend zu widmen. Endlich, gegen Ende des Soupers, wurde mir eine Karte überreicht, auf welcher nur sein Name, ohne jegliche Entschuldigung, jegliches weitere Wort stand. Erstaunt auf das Höchste, fragte ich, wer die Karte überbracht habe; man sagte: sein Kammerdiener, der sich sogleich wieder entfernt hatte. Das kam mir in der That ein wenig „halb wild“ vor und wir sprachen lange hin und her über die merkwürdige Art und Weise, erst eine Einladung anzunehmen und dann auf diese Manier sich zu entschuldigen. Doch keiner konnte das Räthsel lösen, bis die Aufklärung kam. Die erschien denn auch am nächsten Tage in Gestalt eines seiner eleganten, parfümirten Briefchen, in welchem er uns mittheilte, daß er unerwartet von einer russischen Cousine und einigen Freunden Besuch erhalten, die er unmöglich im Augenblicke ihrer Ankunft habe verlassen können, und daß er deshalb statt seiner, russischer Sitte gemäß, seine Karte geschickt habe. Später am Tage kam er selbst und erzählte uns zugleich, daß er das Langham-Hotel verlassen, da ihm die Räume dort nun nicht mehr genügten, und in das Grand-Hotel übergesiedelt sei. Beim Abschied sprach er die Bitte aus, uns am Abend zum Diner in seinem Hotel bei sich zu sehen. Mein Mann nahm für sich an, sagte aber für mich rundweg ab. Ich sah meinen Herrn und Gebieter erstaunt fragend an, ob ich recht gehört hatte, doch es mußte wol so sein. Mein Mann nannte in der Geschwindigkeit einen keineswegs sichhaltigen Grund, weshalb ich nicht kommen könne; der Prinz redete zwar sehr zu, aber es half nichts, mein Mann blieb fest. Nachdem der Besuch uns verlassen, wurde mir mitgetheilt, daß man erst die russische Cousine sehen müsse, ehe man seiner Frau erlaube, mit ihr in Berührung zu kommen.

Am nächsten Morgen beim Frühstück erzählte mir mein Mann alles, was ich zu erfahren brannte, vor allem Näheres über die Cousine „Baroness Cassida.“ „Hm, hm, die Cousine! nun, sie ist eine schöne Person,“ berichtete mein Mann. „Ich habe nie gezweifelt, daß der Prinz noble Passionen habe und war im Uebrigen sehr froh, mein Weibchen sicher zu Hause zu wissen.“ Die „Freunde“ waren allem Anscheine nach distinguirte Russen gewesen; auch waren einige Herren von der russischen Gesandtschaft mit Einladungen bedacht worden. In den wahrhaft fürstlichen Räumen der ersten Etage des Hotels war das Diner vor sich gegangen und exquisit gewesen. Von dem Theuersten das Theuerste! Bei dieser Gelegenheit erfuhr mein Mann (was er bis dahin noch nicht gewußt), daß der Prinz ein Verwandter der Herzogin von Edinburgh und eigentlich nur nach London gekommen sei, um sich derselben vorzustellen, die er bis dahin noch nicht kennen gelernt, da die Feldzüge in Khibia u. s. w. ihn lange von Petersburg fern gehalten. Er erwartete nur noch seine Uniform, um sich seiner kaiserlichen Cousine zu nahen.

Zu dem Diner hatte er ein Ordensband umgelegt, bat aber die Herren, nachdem die Tafel aufgehoben war, ihm zu erlauben, es sich bequem zu machen. Ohne Zustimmung abzuwarten, verschwand er und erschien bald darauf in einem hellen, kurzen Hausrode wieder. Später gerieth er mit meinem Manne ins Plaudern und erzählte ihm dabei, daß er vor einigen Tagen in diplomatischen Club bei einem Spielchen mit dem russischen Generalconsul v. B. kolossal verloren habe und dadurch im Augenblicke doch ein wenig in Verlegenheit gekommen sei, daß er aber stündlich große Summen von Petersburg zu erwarten habe. Ehe mein Mann noch sein Bedauern über den Verlust dem Prinzen aussprechen konnte, nahen einige der anderen Herren und das Gespräch wurde allgemein. Alles dies und noch viel mehr erzählte mir mein Mann; wir blieben in Folge dessen länger als gewöhnlich beim Frühstück sitzen und wurden erst durch den Besuch („quand on parle du loup, on en voit la queue“) des Prinzen unterbrochen, der in seiner prächtigen Equipage vorfuhr und sich nur auf einen kurzen Augenblick melden ließ. Er kam, uns aufzufordern, ihn am Abend in seine Loge ins „Drury lane“ (Theater) zu begleiten. Seiner Cousine sei sehr daran gelegen, mich kennen zu lernen etc.

Einem leisen Wink meines Mannes Folge leistend, verließ ich das Zimmer. Diejen Augenblicke bemühte dieser, den Prinzen „auf Cavalier-Parole“ zu fragen, ob die „Cousine“ wirklich seine Cousine sei. Der Prinz bestätigte es mit seinem Ehrenwort, worauf dann mein Erscheinen im Theater zugesagt wurde. Als ob es gestern gewesen, so entsinne ich

mich noch des Abends. Ich trug ein dunkelrothes Atlaskleid, schwarze Spitzen und dunkelrothe Rosen im Haar und sah voll Erregung dem Moment entgegen, wo ich „die Cousine“ kennen lernen sollte. Als wir in die Loge traten, waren Prinz Demetrius und die Baroness noch nicht anwesend, wol aber einige der Herren, die wir, da sie fortwährend um ihn waren, scherzend „seinen Hofstaat“ nannten. Auf den beiden ersten Plätzen der Loge lagen wundervolle, mit Blondengarnitur besetzte Rosenbouquets, ein dunkelrothes und ein gelbes. Nun erklärte ich mir, was der Kammerdiener heute Abend bei meiner Jungfer gewollt hatte. Als der zweite Act der Oper eben begonnen hatte, traten die Erwarteten und noch zwei oder drei andere Herren in die Loge. Die Baroness sah wunderschön im Dämmerlicht der Loge aus! Ein gelbes Atlaskleid war mit frischen Reilchen garnirt; ebenjohle im blonden Haar strömten einen süßen, berausenden Duft aus. Aus dem ovalen Gesichtchen blickten uns zwei dunkle Augensterne mit seltsam schwärmerischem Ausdruck an.

— „Weshalb nicht?“ fragte er. — „Weil Sie nicht natürlich sind!“ — „Ich bin nie natürlich,“ antwortete der Prinz, „aber soll ich mich Ihnen gegenüber einmal in meiner wahren Gestalt zeigen?“ — „Ja, ich bitte!“ sagte ich einfach, „ich hasse Falschheit!“ Er sah mich mit einem merkwürdigen Blicke an, ohne eine Silbe mehr zu erwidern.

Als wir das Theater kurz vor dem Schlusse der Vorstellung verließen, war ich einigermaßen erstaunt, die Baronin plötzlich um Vieles älter aussehend zu finden; das veränderte Licht war ihr nicht günstig, es brachte einen müden und matten Zug um die Augen zum Vorschein, den ich vorher nicht bemerkt hatte.

Am nächsten Morgen sah mein Mann den Prinzen in der City, wo seine Equipage vor dem Comptoir eines der ersten Banquiers hielt. Ein paar Tage darauf lasen wir in der „Times“: Prinz Demetrius Tchartchavaze, ein Verwandter der Herzogin von Edinburgh, sei zur königlichen Tafel besetzt worden und hätte

seine goldstrotzende, glänzende Uniform auch dort ungemeines Aufsehen erregt. War der Prinz auch persönlich sehr in Anspruch gewesen, so hatte er uns doch immer von Zeit zu Zeit seinen Kammerdiener geschickt, sich nach unserem Befinden zu erkundigen. Sehr setzte es uns daher in Erstaunen, daß fast acht Tage vergingen ohne ein Lebenszeichen oder einen Gruß vom Prinzen. Mein Mann, fürchtend, er sei nicht wol, ging in sein Hotel und hörte dort, er sei in ein anderes übergesiedelt, in welches, wußte man nicht. Wir mußten daher ruhig abwarten. Weitere acht Tage vergingen ohne Nachricht von ihm und die Sache fing an, räthselhaft zu werden. Da geschah das Unerwartetste, Unerhörteste!

Wir kamen aus einer Gesellschaft zurück und fanden auf dem Tische im Salon neben der Karte eines Bekannten ein Exemplar der Wiener Neuen freien Presse (vom September 1874), worin ein Artikel roth angestrichen war. Und was lasen wir in athemloser Hast!

„Einer der raffiniertesten Schwindler ist endlich entlarvt worden! Im Frühjahr und Sommer dieses Jahres erregte das Auftreten eines angeblichen Prinzen Demetrius Tchartchavaze in Wien, Berlin und London berechtigtes Aufsehen. Der Hochstapler war um so gefährlicher, als er stets dieselbe Geschichte erzählte, nämlich, daß ihm in Wien sein Geld, seine Uniform und sämtliche andere Effecten durch seinen Kammerdiener gestohlen worden seien. Durch sein sicheres Auftreten und große Personalkenntnisse in den höchsten Kreisen gelang es ihm, Banquiers, Kaufleute u. s. w. um bedeutende Summen zu pressen, und er verschmähte selbst nicht, seinen in Berlin engagierten Kammerdiener, den Sohn des Portiers der dortigen englischen Botschaft, um einige hundert Mark anzugehen und denselben, als dieser um Rückzahlung drängte, immer wieder auf seine zu erwartenden Gelder aus Rußland zu vertrösten. In London trat Tchartchavaze mit großem Pomp auf und wußte sich Eingang in die höchsten Kreise zu verschaffen, ja er dirimirte selbst bei der Königin und seiner angeblichen Cousine, der Herzogin von Edinburgh. In den ersten Hotels hatte er eine Flucht fürstlicher Zimmer zu seiner Disposition und war stets mit allem erdenklichen Luxus umgeben. Von dort verschwand er plötzlich, natürlich Schulden und Geprassel in Menge hinterlassend. In Paris erreichte ihn endlich sein Schicksal: er wurde entlarvt und als gemeingefährlicher Mensch zur Unterjochung nach Moskau gebracht. Dort hat sich herausgestellt, daß der gewandte Betrüger ein Deserteur ist, der in der russischen Armee den Posten eines Unterofficiers bekleidete. Sein Name war Vinieff.“ — So die Neue freie Presse.

Wozu noch viele Worte machen — wir waren entsezt! Noch jetzt ist es mir unfaßlich, wie ein russischer Unterofficier, der in der Bildung so tief unter einem deutschen Soldaten dieses Ranges steht, es möglich machen konnte, ernstern und welt-erfahrenen Personen wirklich als der zu erscheinen, der er nicht war, als Prinz Tchartchavaze! — Aber auch jetzt noch kann ich nicht ohne Mitleid an den begabten Mann zurückdenken, dem vielleicht nur eine übermüthige Minute den Impuls zu diesem großen immer fortwährenden und wachsenden Betrüge gegeben hatte. Er wäre einer größeren und edleren Lebensführung fähig gewesen.

Hedwig v. Moltke.



„Clavigo.“ Aus der illustrierten Prachtausgabe der Werke Goethe's. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Voll Entzücken schaute ich sie an, und wie plauderte sie so reizend, bald russisch, bald französisch, bald englisch, bald deutsch! Mir gegenüber war sie sehr liebenswürdig, nannte mich aber, ein wenig chaperonnirend, „ma petite!“ was mich nicht wenig verdroß, da ich sie erstens um beinahe Kopfeslänge übertrage und ferner sie nicht für älter hielt, als ich selber war, kaum zwanzig Jahre, also ihr auch nicht das Recht zugestand, mich, eine verheiratete Frau, so zu tituliren. Trotzdem waren wir Alle sehr heiter und besonders der Prinz und sein Hofstaat benahmen sich höchst ungenirt; sie lachten und sprachen so laut, daß mißbilligende Worte vom Publicum zu uns herausdrangen. Aber der Prinz, auf der Logenbrüstung sitzend, fuhr mit der größten Nonchalance fort, uns mit allerhand Anekdoten zum Lachen zu bringen, bis ich mich tiefer in die Loge hincinschlüchtete, weil mich die vielen uns zugewendeten Blicke aus dem Publicum in Verlegenheit brachten. Ich hatte den Prinzen nie vorher so munter und ausgelassen gesehen. Während eines Zwischenactes ließ der Prinz Champagner, Eis und Kuchen serviren, und während die Anderen mit dem Verzehren desselben beschäftigt waren, hatte ich eine amüante kleine Unterhaltung mit ihm. Er fragte mich, wie mir seine russische Cousine gefalle. Ich erwiderte: „Recht gut, allein Sie gefallen mir heute Abend gar nicht!“





Therese Vogl (München) als Isolde.



Th. Malten (Dresden) als Senta.



Fr. Sachse-Hofmeister (Berlin) als Sieglinde.



Aug. Luger (Berlin) als Brangäne.

Mosaik.

Pariser Brief. Der Damenschneider, der Künstler, der „couturier“ um denselben bei seinem französischen Namen zu nennen, spielt seit etlichen Jahren eine große Rolle nicht nur im wirklichen Leben, sondern auch auf der Pariser Bühne, die ja ebenfalls ein Stück vie parisienne ist. Er, der Künstler im Fache der Robe, hat seine Feinde, seine Reiber, seine Angreifer, aber er steht nicht ohne Vertheibiger da. Die Ersteren gehören zu den Einflußreichsten, zu jenen, deren Wort und Schrift überall Einlaß und Gehör finden. Alexander Dumas, den man aus Gewohnheit immer den „Jüngeren“ nennt, obgleich er hart an die sechzig streift, und der vornehmste Pariser Kritiker, der Messire Sarcey, dessen unanfechtbares Machtwort, so unfehlbar wie ein päpstlicher Ausspruch, die Anfänger, Dramatiker wie Schauspieler, verhängnißvoll erschreckt, hatten sich zu diesem Selbstzug verbunden, der nichts Geringeres bezweckt, als die oft mehrere tausende von Francs kostende Toilette von der Bühne zu verdrängen. Dem Dramaturgen wie dem Kritiker ist's nicht recht, daß die Damenschneiderinnen sich pecuniär ruiniren, um ihren commentmäßigen Staat anlegen zu können, daher verlangen sie Vereinfachung der Toiletten bei den Conversationsstücken und demonstrieren mit großer Geistesstärke, daß man nicht dem Schneider den Haupterfolg, den Höhenantheil bei der Comödie zusprechen solle, sondern dem Publicum die Freiheit lassen müsse, wie es ja bisher geachteter Usus war, dem Autor sein Verdienst zu gönnen und nicht bloß den Couturier herauszufreiden, dessen Name, wenn es so fortgeht, bald allein auf dem Theaterzettel prunken würde, da ja ohnedies am nächsten Tag die Zeitungen zu melden pflegen, aus welchem Atelier und welchem Salon die vielfach bewunderten und beneideten Roben hervorgingen. Das soll abgeändert werden. Taffet und Mousselin sollen zu Ehren kommen. Aber weber die Couturiers noch die Theaterdamen blieben die Antwort schuldig. Von den letzteren stossen an die ersteren noch prunvollere, kostspieligere und betäubendere Bestellungen als sonst. Eine wahre Fieberwuth herrschte in den Coullissen, es war das Fieber der Revolution, der Geist der Aufsehnung gegen die Dictate, welche Einfachheit und billige Kleider vorschreiben wollten. Und da die Mode vielfach vom Theater aus regiert wird, so ist es sicher, daß die Reaction sich ebenso lebhaft in den verschobenen „Welten“ äußern wird, durch noch größere Toilettenraffinements, durch noch theurere Stoffe. Als Stantartenträgerin der Aufrührerischen fand sich eine Dame aus dem high life, eine geborene Gräfin und verheiratete Comtesse. Das englisch kurzgeschürzte Pseudonym Gyp, den Lesern der „Vie parisienne“ wol bekannt, birgt die doppelaristokratische Firma „Martel-Mirabeau.“ Die Dame, ein weiblicher Abkömmling des großen Redners der Constituante von 1789, kam aus Laune und um sich einen übermüthigen Spaß zu gönnen, auf den Gedanken, einen Sensationsartikel in den Redactionskisten der „Vie parisienne“ hineinzuworfen. Der Artikel, eine Charakteristik des Pariser high life, wurde gedruckt und fand Anklang; ihm folgte eine ganze Serie ähnlicher. Noch nie hatte man mit solch sicherer Boshait aus der aristokratischen Schule geplaudert, noch nie mit solcher Gewissenhaftigkeit die verwickeltesten Toiletten beschrieben. Dazu war der Stil übermüthig, wie das persönliche Wesen der Verfasserin. Mme. Gyp-Martel war dazu qualificirt, ein Stück wie Autour du mariage zu schreiben, das nicht nur den Rahmen für erquiste Toiletten abgibt, sondern auch einen ganzen Act auf dem Schlachtfelde selbst spielen läßt; bei dem großen Meister der Nabel, in dem Salon des Schneiders Felix (L'heureux). Hier läßt sich ja ohnedies über die für den Beginn der Saison 1883-1884 bestimmten Toiletten am besten Neuue halten. Hier zeigt sich ganz praktisch durch die Veranschaulichung, wie ein genialer Schneidkünstler dem Befehl einer murrköpfigen Clientin entspricht, die ihm Tag für Tag parfümirte Briefchen schreibt, um ihn zu beschwören, ihre Hochzeitsrobe möge doch recht anschniegender und um Gottes Willen nicht „banal“ ausfallen.

Der gottbegnadete Künstler hat sich vor den Kopf geschlagen und, wie der Brunnen in der Wüste unter dem Stabe des Moses quillt, ist es ihm geglückt, ein blas-damaftenes Kleid mit endloser Schleppe und hervorspringender Corjage zu „erdichten“, das der Helbin eigenthümlich und doch vorrefflich paßt, ein Toilettestück, welches am Tage der Hochzeit eine Symbolik der Emancipation ist, die die junge Frau anstrebt. Es ist nicht mehr die naive klassische Hochzeitsrobe, sondern ein für die Kirche passendes Soirée, beinahe ein Wallkleid. Es sollte uns nicht wundern, wenn nach dieser Offenbarung von den weltbeachtenden Brettern herab eine derartige Manifestations-Toilette bei den Hochzeitsmessen in der Mabelaine- und Sainte Clotildkirche bald vorruffmächtig würde. Auch eine andere Beeinflussung der herrschenden „pschut“-Moden ist diesem Toilettestück zu verdanken. Ich habe in der vorigen Saison auf das Ueberhandnehmen des Pferdeports bei den Damen der vornehmen Pariser Welt hingewiesen. Diese Liebhaberei ist eher im Zu- als im Abnehmen, und da man eben viel reitet, so ist man geneigt, eleganter als früher und in noch grazöserem Costüm zu reiten. Die gewöhnliche schwarzthuchene Amazone ist so ziemlich ein überwundener Standpunkt, und es sollte uns nicht wundern, wenn auch hier das Costüm, welches die von der Schauspielerin Jane Hading bargestellte Paulette d'Hallali beim „Rally Paper“ trägt, mustergerig wird. Jedenfalls ist dasselbe viel fleibamer als die bisherige Tracht: ein jammergrüner Rock, eine rothe Zoppe mit goldenen Knöpfen, schwarzen Broberien und dem entsprechenden Platz für das Brustbouquet; dazu ein Herrenhut von grauweißem glänzendem Stoff, wie Pariser Elegants ihn häufig zu tragen pflegen, mit einem grauen Gazejofleier; die kurze, bisgehörntene Reitepeitsche fehlt nicht. Wer vielleicht, so lange der Herbst noch mild ist oder bis sich das Frühjahr zu sonnen anfängt, in Mittelfrankreichs Waldungen in der Nähe großer aristokratischer Schlösser lustwandelt, sei nicht erstaunt, wenn er bei dröhnendem Jagdtrompeten-Geschmetter und in Begleitung rothbeackter Sportsmänner eine Paulette der Wirklichkeit da herumtraben sieht. Ihr Jagdgewand ist das einzige Erinnerungszeichen an jenes mit so vielem Pomp angeführte und mit ungeheurer Kosten inscenirte Phantastische, denn diesmal waren die Couturiers dem Publicum gegenüber im Unrecht, es fiel jämmerlich durch.

Es war übrigens nicht das erste Mal, daß einer der modernen „Couturiers“ auf die Bühne gebracht wurde. Das jocos Diosturenpaar Bart-Milouard hat bereits vor zwei Jahren im Dejazet-Theater die Geheimnisse und kleinen Kniffe eines solchen Salons aufgedeckt. Aber der in dem Stücke „Die Probirnamfell“ vorkommende Schneider ist eine groteske Poffenfigur, ein Zerrbild, das mit der Wirklichkeit nichts gemein haben konnte. Der Heureux aus Autour du mariage dagegen ist nach der Natur gezeichnet mit seinem ersten Charakterkopf, schneeweißem Haar, schwarzem Schnurrbart und seinen Harlekinspringen über die gewaltigen Schleppe seiner Clientinnen.

Man glaube nicht, daß sich die Autoren ganz besonders anzu-

Gestalten für Roman und Drama zu schöpfen. So mancher dieser Herren, so manche dieser Damen hat ja ein „Vorleben.“ So kam es z. B., daß sich in dem Baubeville-Theater, als die Proben von Daudet's Könige im Exil angefangen waren, eine Dame meldete, um der Direction auseinanderzusetzen, daß Niemand so qualificirt wäre, die Puzfrage, welche erlirte Monarchen betreffe, zu regeln wie die Bittstellerin, die ja zwölf Jahre hindurch Geheime Toilettenrätthin und Ankleidebame der Kaiserin Eugenie war. Die Frau — Gattin eines Deutschen — hatte kein unwichtiges Amt; man wußte, daß sie im voraus in die Vouboirgeheimnisse eingeweiht war, die bei festlichen Anlässen zu Tage traten und die elegante Welt übertraf, die sich beilke, die also geoffenbarten Moden zu adoptiren. Natürlich suchten die Modelkniginnen diese Rebusse zu entzäheln und hielten sich bei der Pythia aus dem Ankleidezimmer Ihrer Majestät Rath. Nach dem 4. September, als der ganze kaiserliche Hofstaat aufgelöst wurde, war Mme. Blum ebenso ein Opfer der Revolution geworden wie der Oberhofmeister oder der erste Cavalier der Regentin. Aber Mme. Blum wollte die Kaiserin auch im Exil kleiden, um so mehr, da sie bei dergleichen festlichen Anlässen eine andere hochdurchlauchtige Verbannte, Njabella von Spanien, gekleidet hat. Zu diesem Behufe gründete die ehemalige Ankleidebame der Kaiserin ein Atelier, welches sich bald der Kundschast vieler Modedamen des vormaligen Tuilerien-Hofstaates erfreute und die es als eine Art von Pietät betrachteten, sich dort ankleiden zu lassen. Ich weiß nicht, ob der an und für sich ganz logische Wunsch der Mme. Blum vom Directorium des Baubeville-Theaters angenommen wurde und ob die Königin Friederike von Syrien, die Königin von Palma und jene von Palermo „erlirte“ Costüme tragen werden, doch sollte es mich sehr wundern, würden die Damen der Einfachheitstheorie des Herrn Dumas und seines Freundes Sarcey Recht geben.

Die Tagblätter haben von einer kleinen Revolution gesprochen, die sich im Stillen angeht des neuen Jahres vorbereitet. Es handelt sich um den Ersatz der üblichen Bonbonniden mit ihrem banal gewordenen Inhalt durch andere zweckmäßigere Präsenten, namentlich durch die niedlichen Parfümerie-Schachteln des weltberühmten Hauses Violet, dessen Chiridace- und Delontine-Seifen in Paris und London jede weiße Hand waschen. Die Firma Violet hat eine große Anzahl Ristchen, welche alle Merkmale des Pariser chic tragen, für ihren ausschließlichen Bedarf anfertigen lassen; jedes Ristchen ist mit einer ganzen Serie specieller Parfüms garnirt, die just dem besonderen Geschmack des Präsent-Nehmers entsprechen. So z. B. gibt es für Liebhaber starker ausländischer Däfte boites au Kadsura, mit Seife, poudra de riz, extrait, haaröl und Haarwasser au Kadsura. Ferner gibt es boites au Champraka oder au Pompadour, ein vom Hause Violet componirtes Bouquet, das alle Welt köstlich findet. Wer statt erotischer Däfte sich mit zarten einheimischen begnügt, findet in diesen so reizenden Ristchen eine Garnitur au new moon hay oder à la Violette de San Remo, das Modeparfüm der elegantesten Pariser Kreise. Ich gestehe, der delicate feine Hauch dieses Erzeugnisses hat etwas von dem balsamischen Duft der Riviera, dessen Boden die Weischen entstammen. Die geeigneten Leserinnen des Bazar dürften nicht ungehalten sein, der Neujahrsvisitenkarte auch eins dieser Violet'schen Ristchen beizugeben zu sehen.

Für den Weihnachtstisch.

„Wenn es etwas gibt, das schöner ist als Weihnachten selbst,“ sagt eine lebenswürdige Dichterin, die alljährlich den deutschen Weihnachtstisch mit literarischen Festgaben zu versehen pflegt, „so ist es die Zeit vor Weihnachten!“ Das Wort gilt für Jung und Alt, für die Hoffenden und die Wissenden, die Empfangenden und die Gebenden; es gilt sogar für den geplagten Recensenten, vor dem sich um diese Zeit Berge von Weihnachtbüchern, Illustrationswerken, Prachtausgaben zc. aufhäufen, alle bestimmt, den Erwartenden, Groß wie Klein, das schöne Fest noch schöner, die frohe Stimmung noch freudiger und dankbarer zu machen! Denn an seinem Geiste ziehen, während er die zahllosen Bücher und Büchlein durchmustert, um das Schönste und Beste aus ihnen zu wählen und zu empfehlen, die lieblichsten Bilder von Familienglück und Festfreude erquickend vorüber, selige Kinderaugen blicken vor ihm auf, strahlender noch als die Wachslichter im dunklen Gezwieg des Weihnachtsbaumes, und sein stilles Arbeitszimmer ist wie von geisterhaftem Wiberhall ferner jubelnder Stimmen wunderbar durchweht. Köstliche Stunden, vor deren Glückempfindung die kleine Mühe des Prüfens und Wählens weit zurücktritt! Und welch ein schöner Lohn, wenn hinterher Jung und Alt voll Zufriedenheit lobt, was auf unsern Rath der Fülle des Dargebotenen entnommen ist; wenn die schön sinnigen, reizvoll gezeierten Weihnachtbücher auch nach dem Fest fortwirkend Freude und Belehrung, frohe Stimmung und geistige Förderung bereiten! Alles das genießt der Berichterstatter vornehm und vorempfindend in diesen letzten Wochen vor Weihnachten. Denn auch diesmal gibt es des Guten und Lobenswerthen viel, viel des Schönen. Fangen wir, wie sich's ziemt, mit den Gaben für die Kleinen und Kleinsten an! Da ist zunächst ein allerliebtes Buch von M. und E. von Olfers: „Das Märchen vom alten Drachen und der treuen Lisbeth“ (nebst zwei anderen Märlein), höchst drollig erzählt und köstlich illustirt von der in Stift- und Federführung gleich genialen Marie von Olfers (im Verlage der Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. D. Schneider). — Weiter verdient die beste Empfehlung das Bilderbuch für Kinder „Spiel und Leben,“ von Wilh. Claudius, mit Versen von Johannes Trojan (Dresden, E. C. Weinhold u. Söhne). Reizenden Farbenbildern aus dem Leben der Kleinen hat der treue Kinderfreund und gemüthvolle Dichter J. Trojan allerliebste Begleitwerke beigelegt und so den Werth des Buches ums Doppelte gesteigert. — In zweiter Auflage empfiehlt sich das bewährte Büchlein: „Aus dem Kinderleben.“ Zweite Sammlung, enthaltend vierundzwanzig liebreizende Bilder von Ludwig Richter, dem wackern Altmeister, und Hugo Birkner, dem Maler der Jugend, nebst Liedern und Reimlein von G. Chr. Dieffenbach (Bremen, M. Heinsius), eine treffliche Gabe für den Weihnachtstisch; dem Auge der Alten wie der Jungen gleich willkommen und herzerquickend. — Aus dem rühmlich bekannten Verlage von A. Hofmann u. Co. in Berlin ging, wie alljährlich zu Weihnachten, auch diesmal ein Kinderbuch von großer Schönheit hervor, betitelt: „Lustige Geschichten aus der Kinderwelt.“ In vornehmster Ausstattung enthält es 33 genial gezeichnete Bilder von E. Elias, mit Begleitversen von Ludwig Jemissen und fünf Erzählungen von D. Dunder. Zeichnungen und Liedertext schöpfen tief und voll aus dem Leben der Jugend und verkünden dasselbe in reizendem Humor; ebenso die trefflich vorgetragenen Geschichten von D. Dunder. Das bilinguirte

Buch ist der Herzogin Amalie von Ratibor gewidmet, aber in seiner lebenswürdigen Haltung wird es den einfachsten Kreisen ebenso gerecht, wie den vornehmsten; möge es auf keinem Weihnachtstische fehlen!

Sehr ansprechend ist ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben im Alter von 6-10 Jahren: „Glückliche Kinderzeit.“ 36 Bilder von Gebor Klinger und 50 Lieder und Reime von G. Chr. Dieffenbach. (Bremen, M. Heinsius.) Der lithographische Farbendruck von Mühmeier und Zohler in Hamburg, wie die photographische Anstalt von Gaillard in Berlin haben hier Meisterliches in Fixirung und Wiedergabe der schönen Klinger'schen Zeichnungen geleistet. Alles ist wie aus dem vollen blühenden Leben herausgenommen und reizende Frische durchhaucht auch die munteren Berge von Dieffenbach: das Büchlein thut auch einem Alten im Innersten wol. — Einer besonderen Erklärung und Einführung bedarf ein allerliebste ausgestattetes Kinderbuch: „Menschens Badereise nach Frankenhäusen,“ von M. Lahnek. Gule Frauen und Männer, voll erbarmender Liebe für kranke Kinder, haben sich zur Herausgabe desselben vereinigt, um der seit fünf Jahren segensreich wirkenden „Heilanstalt für strophulöse Kinder in Soolbad Frankenhäusen“ (am Kyffhäusergebirge in Thüringen) durch den Ertrag des Buches neue Geldmittel zuzuführen. Wir verrathen, daß der schöne Buchumschlag das Werk einer regierenden deutschen Fürstin ist, das Titelblatt dem Stift eines ausgezeichneten Baukünstlers, die reizvollen Farbenbilder dem Pinsel der hochbegabten Frau von B- in Rudolstadt entstammen. Der gutgemeinte Text enthält eine gereimte aber getreue Schilderung des Lebens in der Anstalt. Möchte es viele Käufer und Käuferinnen finden! Einen Jahresbericht der Anstalt überfendet gern die Vorsteherin Minna Hantel in Frankenhäusen. — Eine eigenthümliche Erscheinung auf dem diesjährigen Weihnachtstischmarkt bildet: „Eine Reise durch Europa.“ Weithelliges Bilderbuch mit transparenten Wandeldecorationen von Theod. von Pichler. (Wien, M. Perles.) Zehn europäische Hauptstädte in transparenten Bildern rollen sich hier vor dem Auge des Kindes auf und ergöhen die immer rege Schaulust desselben. Die Textbeigabe „Erinnerungen an Erlebnisse und Schilderung des Gesehenen zc.“ während einer Reise durch die abgebildeten Städte von Th. von Pichler leidet an ungefalliger Dürre des Vortrages und hält sich nicht innerhalb der Anschauungs- und Denkfähigkeit der Kinder.

Zur rechten Zeit für den Weihnachtstisch, übrigens aber jederzeit willkommen, stellt sich die jedes Jahr mit neuem Lobe zu krönende Jugendschrift: „Deutsche Jugend.“ Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek. Herausgegeben von Julius Lohmeyer (Leipzig, Alphons Dürr) mit ihrem 21. und 22. Bande ein, beide wieder wahre Schatzkästchen werthvollsten Inhaltes. Dichter und Schriftsteller ersten Ranges haben mit tiefem Verständniß für das, was der jugendlichen Seele gut thut, den Text geliefert, Oskar Pleß die schönen Illustrationen gezeichnet oder beschaft; Auswahl und Anordnung lag in der bewährten Hand Jul. Lohmeyer's. Das Buch verdient auch in diesem neuen Jahrgang als das Muster einer deutschen Jugendschrift charakterisirt zu werden.

Erwähnt sei hier noch des Räthselbüchleins: „Der kleine Rucknacker,“ enthaltend „Kinderräthsel, Scherzfragen, Spieltischen, Verschen und Gebete für gute Kinder,“ herausgegeben von Ernst Ransch (Bremen, M. Heinsius). Durch seine Brauchbarkeit in der Kinderstube hat es die 2. Auflage errungen. Dieselbe ist wol verdient.

Für Familien, in denen (nach Luther's Mahnung) der Hausgegang fleißig gepflegt wird, empfehlen sich zwei im Verlage von Chr. Friedr. Bieweg in Quedlinburg erschienene vortreffliche kleine Lieberbücher unter dem Titel: „Vom Fels zum Meer“ und „Singiang“ ganz besonders. Der Herausgeber Karl Seitz, ein bewährter Gesanglehrer, hat durch sorgfältige Rücksichtnahme auf die mannigfachen im jugendlichen Leben vorkommenden Verhältnisse die Brauchbarkeit der Büchlein durch sinnige Auswahl aus dem Schatz des deutschen Volksliedes wie des volkstümlichen Kunstliedes erhöht, übrigens auch auf den Tonumfang der jugendlichen Stimmittel, sowol in der Ausgabe für Mädchen wie in derjenigen für Knaben, gewissenhaft Rücksicht genommen. Satz und Druck der Notensysteme, die mit den darunterstehenden Textzeilen hier höchst praktisch zwei Columnen durchlaufen, sind sehr deutlich; das Büchlein überaus handlich und zierlich. Die für Mädchen bestimmte Ausgabe des Buches führt den Titel: „Singiang. Taschenlieberbuch für Deutschlands Töchter.“

Anspruchende Gaben für die Jugend zum Fest dürften auch die „Erzählungen für Jugend und Volk“ (Düsseldorf, Felix Bagel) sein, die der bekannte Kinderfreund Oskar Höcker zu einer „Jugendbibliothek“ vereinigt hat. Uns lagen einige Bändchen vor, die jede Empfehlung rechtfertigen. Ebenso empfiehlt sich von demselben Autor die Jugendschrift: „Husarenkönig und Kürassiergeneral“ (Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn) aufs Beste!

Reizende „Märchen für Hans und Grete“ veröffentlicht Friederike Dessoff (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), eine uns bisher unbekannt, mit schönem Talent begabte Dame. Das Büchlein wird sich bald einbürgern, wo Kinder feiner habhaft werden; die Erzählerin ist eine echte „Märchentante.“

„Im Dämmerstündchen.“ Nach F. C. Weatherly von G. Benjeler. Illustrirt von M. Ellen Edwards und John C. Staples (Leipzig, E. Zwietermeyer). Die deutsche Ausgabe eines vorzüglich ausgestatteten englischen Kinderbuchs, dem eine sehr freundliche Aufnahme auch bei uns in Deutschland vorhergelaugt werden kann. Die Uebersetzung der Begleitverse ist wol gerathen, die Illustrationen von gerabezu künstlerischem Werth: das Ganze ein sehr gefälliges Weihnachtsgeschenk.

Unter die reizendsten Gaben für die Kleinen und Kleinsten dürfte auch ein Buch von R. Schmidt-Cabanis, dem trefflichen Humoristen, unter dem Titel „Kind und Hund“ (Druck und Verlag von Werner & Schumann, Berlin) zu rangiren sein. Es sind lustige, der kindlichen Anschauungsweise durchaus entsprechende, flüssig gereimte und daher leicht ins Ohr fallende Dichtungen zu acht vortrefflich componirten Farbenbildern von G. Arnold, aus dem Verkeh des Kindes mit seinem liebsten Spielgenossen geschöpft. Bilder und Gebichte bilden zusammen ein humorvolles Ganzes, und das hübsche, bei aller Schönheit der Ausstattung billige Büchlein wird zu Weihnachten bei den Kleinen helle Freude erregen. — Recht niedlich und in seiner biblischen Ausstattung ganz originell ist das „Neue Märchentheater,“ enthaltend Aschenputtel und Dornröschen, neu erzählt von Otto von Leirner. Nach Aquarellen von G. Franz und E. Pfisterbinger (Druck und Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart). Leirner's Erzählung trifft den kindlichen Ton sehr glücklich, und die alten trauten Märchen gewinnen unter seiner und der Künstler geschickter Hand neuen Reiz und neue Anziehungskraft. Der Preis des Bändchens ist 2 Mark 50 Pf.

Decorationsgegenstände aus Majolika, Glas und Porzellan.

(Hierzu die Abbildungen 1-13.)

Kaum ein anderer Zweig der Kunstindustrie hat sich einer gleichen Verallgemeinerung zu erfreuen wie die Keramik, und in ihr wiederum ist es die Majolika, die zum Schöpfkind der Mode sich emporgeschwungen hat.

Wie in allen Zweigen der Industrie macht sich auch bei der Keramik die Anlehnung an frühere Kunstperioden bemerkbar. Sie umfasst neben plastischen Nachbildungen der Neuzeit, Ornamenten aus Blume und Blatt, grotesken naturalistischen Statuetten, streng künstlerische Motive früherer Epochen, Copien alter Modelle aus hervorragenden Sammlungen u. s. w., die alle dem gleichen Zweck dienen: eine ebenso schöne wie werthvolle Zierde unserer Wohnräume zu sein.

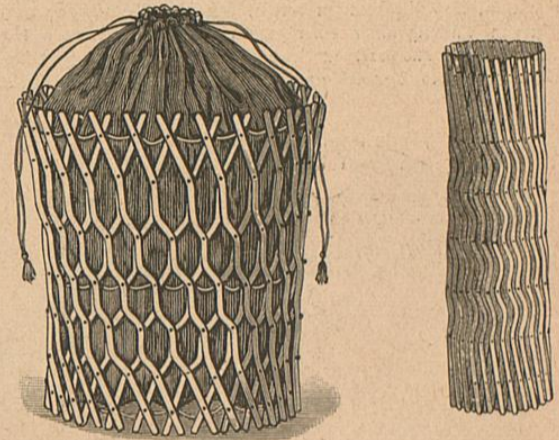
dämchen durchaus geeignet ist, da sein Gewebe bei aller Zartheit doch eine gewisse Farbenfrische aufweist. In mattem Grün mit intensiverem Plein bürfte er eine besonders hübsche Toilette schaffen.

Der Fächer, früher vorzugsweise als ein Toiletten-Ingredienz südlischer Nationen betrachtet, hat sich mit den Jahren auch bei uns zu einem unentbehrlichen Toilettenrequisit aufgeschwungen.

* Ich verweise auf den illustrierten Katalog des Postlieferanten S. Lissauer für die Winterjahre 1883/84, der alle Neuheiten der Saison in Sammet, Seiden, Wollstoffen etc. specialisirt.

mojail, deren ruhige Einfachheit hier und da durch brillirende Metall- oder Perlenseffete unterbrochen wird. Besondere Liebhaberei wird gegenwärtig mit den Fächergestellen getrieben, unter denen solche aus feiner Mojail naturfarbener Hölzer in ihrer stillvollen Einfachheit in der That Beachtung verdienen.

Mit nachstehenden Abbildungen präsentiren wir unseren Leserinnen eine eigenthümliche Novität, die sich großen Beifalls erfreuen und zum bevorstehenden Weihnachtsfest als praktisches Geschenk sich erweisen dürfte.



Umfang gebildet werden und beliebig als Korb für feine Eingerie oder als Behälter für Kinderwäsche, als Papiertorb, als Reservoir für größere Handarbeiten, Schneiderei-Werkzeugen u. s. w. verworther werden kann.

Mode-Notizen.

Eine Ballausrüstung umfasst ein langes Register nothwendigster Erfordernisse; darum noch einmal zurück zu diesem Thema, damit der Wunschzettel für den Heiligen Christ der Vollständigkeit nicht ermangele.

Der Elitestoffe: Chenillegaze, Seidengaze und des henillirten Tülls haben wir bereits gedacht; damit ist indessen die Liste der Ballstoffe keineswegs erschöpft, denn neben jenen fungiren der immer moderne glatte und brochirte Tüll und der glatte und gemusterte Tarlatan.



Nr. 2. Becher aus Glas (Nothshild-Sammlung).

Nr. 4. Krug aus Glas (Nothshild-Sammlung).

Nr. 3. Pokal aus Glas. (Kraukauer Silberchatz.)



Nr. 7. Majolika-Vase.



Nr. 12. Platte aus Porzellan und Emailmalerei. Wanddecoration.



Nr. 5. Jardiniere aus Bronze und Majolika (Barboline).



Nr. 13. Platte aus Porzellan und Emailmalerei. Wanddecoration.



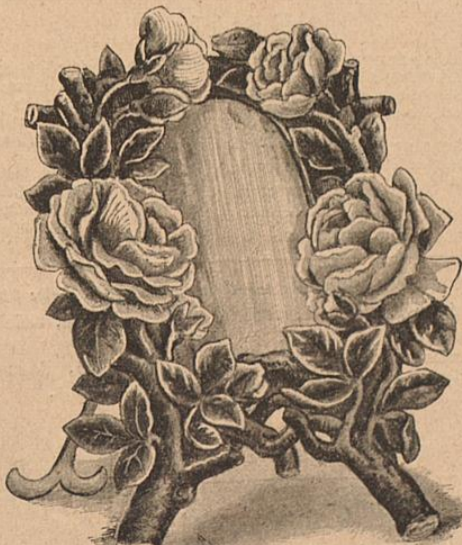
Nr. 9. Majolika-Vase.



Nr. 10. Trinker aus Terracotta. Bunte Ausführung.



Nr. 1. Krug aus Majolika.



Nr. 6. Toilettenspiegel mit Reliefsblumen aus Majolika.



Nr. 8. Krug aus Majolika.



Nr. 11. Trinker aus Terracotta. Bunte Ausführung.

Moderne Malerei.

Die zeitweiligen Mittheilungen über moderne Malerei sind seitens eines großen Theils unserer Leserinnen mit so viel Interesse aufgenommen worden, daß wir im Sinne derselben zu handeln glauben...



auszuüben. Größere Gegenstände, wie Ovenschirme (siehe Abb.), Thürfüllungen u. a. werden wie die Leinwand für ein Gemälde auf einen Blindrahmen (Holzrahmen mit Keilen) gespannt...

Wirtschaftsplaudereien.

Paraguanthee. Auf der Ausstellung brasilianischer Producte, welche vor nicht langer Zeit in Berlin stattfand, wurde die Aufmerksamkeit der Besucher auf den Mate...

ah, zieht sie durch ein Feuer, streift die Blätter und feinsten Zweige ab und bringt sie in ihrem halbtrockenen Zustande auf Hüden. Hier beginnt nun eine mehrtägige Trocknung über einem sorgfältig überwachten Feuer.



Servirgabel mit Feder. Die Gabel dient dazu, den Aufschnitt, Braten u. s. w. von der Schüssel zu nehmen und solchen mittelst eines Fingerdruckes, der den Fingerring nach vorn schiebt und gleichzeitig die Feder spannt...

Schach. Aufgabe Nr. 118. Von S. B. und W. A. Schinman. Schach- und Spielcorrespondenz. Herrn C. B. in Mosbad. In Nr. 113 scheint Ihnen unsere Lösung unrichtig zu sein...

Räthsel. Zwei Reiche gibt es wolbekannt, Worin sich Alles offenbart. Zwei sind sie von verschiedener Art, Jedoch im Grunde eng verwandt.

Kosmetik und Gesundheitspflege. A. bis B. Besser als durch irgend eine „Chemie“ wird die welke Haut durch tägliche Sorge für gehörige Hautthätigkeit...

Engler, Berlin, Opernplatz) und Baden ihrem normalen Zustande wieder zugeführt werden. Als erfrischendes Mittel darf das tägliche Abreiben von Hals und Gesicht mit Kornbranntwein (verdünntem Spiritus) bezeichnet werden...

Haushalt und Küche. S. v. D. Bronzegegenstände werden wie Messing gepulvert; sehr geeignet ist die jetzt überall künstliche Puzerem. Goldbraun reinigt man von Flecken mittelst eines Abwunders von Eisenwurzeln oder Oxidlarvinde...

Für den Weihnachtstisch unserer Abonnentinnen halten wir empfohlen: Masken-Costime. 18 Blätter in Folio-Format, theils ff. colorirt, theils in Schwarzdruck...

In der Blüthenzeit. Von F. Lipps. (Kind unter Blüten. Bazar 1883 S. 137.) Frühlingsblumenkranz. A Wreath of love. (Kinderköpfe, Bazar 1883 S. 317.)

Bazar-Einbanddecke für Jahrg. 1883 in eleg. Goldprägung und Schwarzdruck mit reichster Vergoldung. Preis 2 Mark 80 Pf. = 1 fl. 70 kr. De. W.

Administration des Bazar, Berlin SW., 4 Entenplatz.

Zum Jahreswechsel. Mit vorliegender Nummer schließt der Jahrgang 1883. Die Abonnements auf den Jahrgang 1884 (den dreißigsten) des „Bazar“ bitten wir baldthunlichst noch im Laufe des December zu erneuern...

Wir empfehlen geneigter Beachtung dieser Nummer beigefügten Prospect, betreffend „Gediegene und elegante Weihnachtbücher“ aus dem Verlage von Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig...